Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1932

287 (9.12.1932) Unterhaltung und Wissen

Visual Library

Unterhaltung und Wissen

Astrologischer Aberglaube

Unserem so vielgerühmten aufgeklärten Jahrhundert blieb es vorbehalten, ein neues Aufblühen des uralten Aberglaubens der Sterndeuterei zu erleben. Immer wieder werden die durch keine exakten wissenschaftlichen Forschungen bewiesenen Behauptungen, zwischen bestimmten Gestirnstellungen und Menschenschicksal bestünden Zusammenhänge, den Gläubigen ins Gedächtnis gehämmert, und von zufällig zutreffenden Prophezeiungen, die oftmals bei der deutlich sichtbaren Entwicklung der politischen Lage gar nicht schwer sind, wird ein großes Theater gemacht, während die vielen nicht eintreffenden Voraussagen schnell übergangen werden. Die wertvollste Verbündete des Aberglaubens ist die Vergeßlichkeit der Menschen. Astrologische Organisationen sorgen heutzutage für eine umfangreiche Reklame ihrer Kunst, während außerdem verschiedene große Tageszeitungen höchst überflüssigerweise Berichte von Astrologenkongressen in einer Ausführlichkeit bringen, die einer besseren Sache würdig wären. Es ist dringend notwendig, daß endlich einmal berufene Männer der Wissenschaft mit dem Gewicht ihres Namens und ihres Amtes vom Standpunkte moderner Forschung aus in Form volkstümlicher Veröffentlichungen dazu Stellung nehmen, wie es vor einigen Jahren auch gegenüber der umstrittenen Welteislehre geschehen ist.

Der durch seine populärwissenschaftlichen Bücher und Aufsätze verdiente Robert Henseling hat kürzlich in der von ihm herausgegebenen ausgezeichneten Zeitschrift „Die Sterne" eine kleine Auslese von Tatsachen veröffentlicht, die der Gegenwart entstammen und mit der Astrologie zusammenhängen. Diese Ereignisse wirken in ihrer sachlichen Schilderung geradezu erschütternd. Nach dem Bericht einer Berliner Zeitung beging Anfang Juni dieses Jahres der talentvolle junge ostpreußische Lyriker Fritz Mallien Selbstmord. Ueber die wahren Gründe dieses Freitodes machte ein Freund des Verstorbenen, der ostpreußische Dichter Alfred Brust, aufschlußreiche Mitteilungen. Nach seinen Angaben ist Mallien Anfang dieses Jahres mit einem geheimwissenschaftlichen Kreise in Berührung gekommen, der seinen Sitz in Berlin hat und sich hauptsächlich mit Astrologie beschäftigt. Einer dieser „Schicksalskünder" stellte dem jungen Manne ein Horoskop und sagte ihm mit Bestimmtheit voraus, daß er in kurzer Zeit Selbstmord begehen werde. Alfred Brust glaubt, daß der junge Dichter infolge seiner eigenartigen seelischen Veranlagung sich dieser Prophezeiung nicht habe entziehen können, daß das vorausgesagte Unglück in seinem Unterbewußtsein fortgesetzt weiterwirkte, bis er zuletzt seinem vermeintlichen Schicksal nicht mehr entrinnen zu können glaubte und unter der dauernden Einwirkung dieser Suggestion die Selbstbesinnung verlor. Solche Vorkommnisse konnten bei seelisch empfindsamen Menschen schon oft nachgewiesen werden. „Es ist wahrlich an der Zeit", so heißt es in dem Bericht jener Berliner Zeitung, „diesen Seelenpfuschern ihr — meist sehr einträgliches — Handwerk zu legen. Der Fall Mallien beweist die Notwendigkeit dieser Forderung."

Wie tief der Aberglaube der Astrologie schon ins Volk gedrungen ist, beweist ein anderer Fall. Die von der Deutschen weltwirtschaftlichen Gesellschaft herausgegebene Zeitschrift „Weltwirtschaft" brachte in ihrem Messesonderheft 1931 einen Artikel, dessen Beachtung besonders empfohlen wurde, und der den Titel trägt: „Konjunktur und kosmischer Rhythmus." In diesem verschiedene wissenschaftlich unrichtige Angaben enthaltenden Aufsatz wird der Versuch gemacht, die Abhängigkeit der großen Konjunkturwellen und anderer Erscheinungen von Planetenkonstellationen statistisch zu beweisen. So erfährt man z. B., unterstützt durch entsprechende Diagramme, daß die langen Wellen der Konjunktur und die Großkrisen von den Quadraturen des Uranus mit Neptun abhängen, die deutschen Konjunkturzyklen von den Quadraturen des Saturn mit Neptun. Man überlege: Saturn ist rund 1300 Millionen Kilometer von der Erde entfernt und Neptun etwa 4300 Millionen Kilometer. Diese fernen Planeten sollen die Konjunktur eines Landes beeinflussen, dessen Grenzen doch nur von Menschen gezogen wurden, und das in Wirklichkeit weiter nichts ist als ein winziges Fleckchen des Planeten Erde. Es muß noch bemerkt werden, daß zum engeren Vorstande der Deutschen weltwirtschaftlichen Gesellschaft sehr prominente Leute gehören, wie z. B. bedeutende Wirtschaftsführer, Ministerialdirektoren, Staatsminister usw., die die astrologische Veröffentlichung in ihrer Zeitschrift kritiklos hinnahmen. Da ist es dann kein Wunder, daß die Astrologie auch schon in der Politik verschiedentlich eine Rolle gespielt hat. Der folgende Fall ist einer von vielen.

In Frankreich lebt die berühmte Hellseherin und Sterndeuterin Terfren Leila, der die Fähigkeit nachgerühmt wird, vor Beginn des Frankensturzes die kommende Inflation prophezeit zu haben. Diese berufsmäßige Zukunftsdeuterin wurde Anfang vorigen Jahres von dem österreichischen Außenminister Dr. Schober und dem Innenminister Winkler nach Wien eingeladen. Was sie diesen beiden Herren prophezeit hatte, ging im Januar 1931 durch eine große Zahl von Zeitungen. Nach ihren Deutungen sollte Oesterreich im Laufe eines Jahres einen Diktator bekommen, dessen Machtergreifung ein kleiner Krach mit Deutschland vorangehen wird.

Es ist meistens zwecklos, gegen solche unter dem Mantel der Wissenschaftlichkeit auftretende Vertreter des Aberglaubens und ihre Anhänger mit Vernunftsgründen anzukämpfen. Da bei aller Forschung der modernen Wissenschaft noch viel zu entdecken übrig bleibt, so berufen sich diese Leute auf nichts lieber als auf das alte Shakespeare-Wort: „Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt."

Einen außerordentlich geschickten Weg zur Bekämpfung des Unfugs hat vor einiger Zeit eine große amerikanische Zeitschrift eingeschlagen, die unter anderem ein Astrologiepreisausschreiben veröffentlichte. Um festzustellen, wieviel wirkliche Wissenschaft hinter diesen mystischen Lehren stecke, wurden viele hohe Preise ausgesetzt. Der Sterndeuter, der drei genaue, bis in alle Einzelheiten richtige Horoskope ausarbeitet, soll 1000 Dollar bekommen, und 5000 Dollar derjenige, der drei große Ereignisse voraussagt, die auf keinem anderen Wege vorherbestimmt werden können. Jedes Ereignis muß genau beschrieben, und Oertlichkeit, Ursache und Folgen müssen bis in alle Einzelheiten angegeben sein. Vorläufig ist nur ein winziges Ergebnis bekannt geworden. Von der Leitung des Preisausschreibens bekam eine berühmte amerikanische Astrologin nähere Angaben über eine bekannte Persönlichkeit, ohne daß ihr natürlich gesagt wurde, um wen es sich handelte. Sie erhielt: Genaue Geburtsstunde, Geburtstag, Geburtsort, Jahr der Heirat, Geburt des ältesten Sohnes, Zahl der Kinder und Tod der Gemahlin. Damit hatte die Astrologin die genauen Daten des Exkaisers Wilhelm II. erhalten. In ihrem Horoskop schilderte sie aber allerlei unzutreffende Ereignisse. So erklärte sie das Jahr 1926 für bedeutungsvoll und entscheidend, obwohl es Wilhelm II. nichts besonderes gebracht hat. Die dagegen wirklich verhängnisvollen und entscheidenden Jahre 1914 und 1918 überging sie vollständig.

So wiederholt sich immer wieder dasselbe Spiel. Bei ernster, sachlicher Prüfung lösen sich alle diese mystischen Deutungen in Dunst auf. Sie können als zähes Unkraut nur da Fuß fassen, wo abergläubische, an geheimnisvolle, überirdische Mächte glaubende Menschen diese oftmals recht vielseitig auslegbaren Prophezeiungen gläubig hinnehmen und sie ihrer Veranlagung entsprechend für sich für ihr Dasein zurechtfrisieren. Erich Krug.

Blick nach Italien

Wir kommen von Griechenland und steuern Süditalien zu; wir überqueren die Adria, die gläsern blau und unbeweglich liegt. Es ist als ob in dieser Hitze selbst das Wasser ermattete, als ob die Wellen ermüdeten. Unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, liegt man den ganzen lieben Tag auf Deck, schläft, ohne Erfrischung zu finden, oder blinzelt in die Sonne. Wir verstehen später, bei Spaziergängen in Brindisi, in Bari und Ancona, daß Arbeit in diesem Klima kein Bedürfnis darstellt und Faulheit eine Tugend ist. Daran ändert auch die aufrüttelnde Gewalt des Faschismus nichts. Das ist in Brindisi so und in Bari und Ancona, den drei süditalienischen Städten, in denen wir uns länger aufhalten. In einer oder zwei Straßen, in denen die Luxusgeschäfte liegen, ist Tagesbetrieb (das hat hier die Bedeutung, als sagte man von einer deutschen Stadt, sie habe Nachtbetrieb); im übrigen aber sind die Städte wie ausgestorben. Der Asphalt wird in der Sonne weich, daß man am Pflaster klebt. Grell stehen die Häuserreihen im Lichte; die dunklen Fenstervorhänge sind der einzige Ruhepunkt für schmerzende Augen. Als wir unversehens in die alten Viertel kommen, in denen die Häuser nur durch armbreite Gassen getrennt sind, erleben wir das südliche Italien ohne verhängte Fenster, denn das Glas ist mitunter auch ein Luxus, und Säcke und Perlvorhänge tun denselben Dienst. Die Türen dieser Hütten sind Eingang und Lichtquelle zugleich.

Wovon aber leben diese kinderreichen Familien? Von Früchten und Brot, von Oel und Fischen. Diese Dinge sind hier so billig, daß das Familienoberhaupt nicht allzuviel arbeiten muß, um sie in der nötigen Menge herbeizuschaffen. Ein Gelegenheitsverdienst genügt für eine Woche solcher Ernährung, und für die nächste Woche wird der liebe Gott schon sorgen ... Hier ist kein Boden für große Ideen; hier würde der Klassenkampfgedanke an der Sonne zerfließen, und der Faschismus regt hier auch nicht zu fanatischer Begeisterung an. Das läßt die Hitze einfach nicht zu. Wenn nicht jedes repräsentative Gebäude irgendein Wappen zeigte, das auf das reichliche Vorhandensein eines anscheinend etwas eitlen Behördenapparates schließen läßt — man käme nicht auf den Gedanken, daß es zwischen Sonne und Erde noch eine unnachsichtige Obrigkeit gibt.

So sind italienische Städte — die eine Seite. Die andere Seite ist reinster Genuß. Man schlendert, wie in der Großstadt Bari, durch die langweiligen neuen Straßen und durch die Gassen der bedürfnislosen Armut; man sieht in die offenen Wohnungen des Elends und in den fleckenlosen Himmel, dessen Reinheit in krassem Kontrast zum Schmutz der Straßen strahlt. Dann steht man plötzlich, wenn man sich im Gewirr der Altstadt schon verirrt glaubt, auf einem freien Platze, vor einer romanischen Kirche oder vor einem alten Palais und bewundert die architektonische Harmonie, die das frühe Italien in seinen Plätzen und seinen großen Bauten schuf. Die Ruhe des Tages liegt wie ein feierlich-farbenes Tuch über solchen Inseln der Kunst und deckt das Irdische zu. Oder in Ancona. Die Anfahrt schon zeigt das sehr eigenartige Bild einer Stadt, die nicht etwa nur an einem Hügelabhang liegt, sondern an einem sehr steilen Berge hochgebaut ist. Dementsprechend ziehen sich enge Gassen empor. Man durchwandert sie im Schweiße seines Angesichts, um auf der Höhe durch einen wundervollen Ausblick in die blaue Bucht vor der Stadt belohnt zu werden. Winzig klein liegen die Schiffe im Hafen. An ihm entlang fährt eine noch winziger wirkende Straßenbahn. Die ganze Stadt läßt sich von solcher Höhe aus übersehen; zwei Tore noch aus der Römerzeit flankieren den Zugang zum Meere. Die Innenstadt aber birgt Renaissancepaläste an Platzterrassen, deren stille und klare Schönheit das Erleben der wundervollsten Uebereinstimmung von Kunst und Natur vermittelt.

Es wäre kein Anhaltspunkt für die Wirklichkeit des faschistischen Regimes, daß sogar in öffentlichen Bedürfnisanstalten das Bild Mussolinis angeschlagen ist, aber man merkt, daß das Land beherrscht wird. Wer beherrscht wen? Mussolini seine Mitarbeiter, die Mitarbeiter die faschistische Miliz, die Miliz die positiv faschistische Zivilbevölkerung, und diese schließlich darf ungeniert Revolver tragen, die zur Beherrschung der breiten Masse des indifferenten Volkes dienen. Der junge Mann, der uns in einer Paßangelegenheit zum deutschen Konsulat begleitete, war nur ein kleiner Schreiber im Zollamtsbüro, so daß es nicht zu seiner Dienstpflicht gehörte, im Gürtel seiner eleganten Flanellhose, also im Zivilanzug, eine auffällig große Revolvertasche — mit geladenem Inhalt, wie sich auf eine Frage herausstellte — sehr sichtbar zu tragen; so wie die alten Herren in harmloseren Ländern einen Spazierstock tragen. Der junge Mann gehörte irgendeinem patriotischen Verein an, der weder mit Militär noch mit Miliz etwas zu tun hat. Aber Revolver sind anscheinend auch sein Zeichen.

Das Beispiel ist nur winzig, vielleicht eine sehr nebensächliche Beobachtung. Dem Fremden aber fiel es auf. So stellen sich die Leute um Hitler ja auch den deutschen Faschismus vor: der SA.-Mann ist der Herr des Landes. Wehe dem Besiegten ... Josef Rothammer.

Die vernexte Woche

ROMAN VON C. F. FORESTER

Deutsche Rechte Th. Knaur Nachf., Verlag, Berlin.

(45. Fortsetzung.)

In der Bank war das erste, daß er eine Lüge erzählte — um seine gestrige Abwesenheit zu entschuldigen. Man glaubte ihm diese Lüge, ohne weiter zu fragen, denn Harold hatte sich ja, seit er in der Bank war, noch kein einziges Mal einen Tag freigenommen, ohne daß man es ihm eigens bewilligt hatte. Dann ging er an seinen Schreibtisch und zu seinen Einlagebüchern.

Letztere befanden sich wirklich in einem besorgniserregenden Zustand — vier Tage waren sie nun vernachlässigt worden, die Fehler in den Berechnungen häuften sich in schwerer Menge. Harold kratzte sich verzweifelt den Kopf und beschloß, daß da etwas geschehen müsse. Er begann verdrießlich, die einzelnen Posten noch einmal alle aufzustellen und die Zinsen zu berechnen. Er fuhr mit dieser Beschäftigung fort. Die Einlagebüchelchen verschluckten ihn allmählich, saugten ihn ein wie Treibsand. Als Harold zum erstenmal von den Büchern aufsah, war es ein Viertel nach eins, und bis dahin hatte er seine ganze Arbeit wieder in Ordnung gebracht.

Die Einlagebüchelchen hatten ihn wieder einmal in ihren Bann gezogen. Diese vier Stunden unausgesetzter hartnäckiger Arbeit wirkten wie ein Zauber. Die Zinseszinstabellen hatten seine Gedanken von allem anderen abgezogen — das ging auch nicht anders, wenn er seine Arbeit ordentlich und genau machen wollte —, sie hatten Harolds Seele von allen ihren Qualen befreit, einen neuen vernünftigen und besonnenen jungen Menschen aus ihm gemacht. Ja, er war sogar — oh Wunder!—, was die Briefe betraf, ganz ohne weiteres Nachdenken zu einem Entschluß gekommen; er wußte, was er zu tun hatte, er schwankte nicht länger unsicher hin und her. Er wollte seinem Herzen Luft machen und sich so von der ganzen Last befreien; er wollte sein Geheimnis jemand anders anvertrauen und damit gleichzeitig alle Verantwortung von sich abwälzen. Harold wußte auf einmal, daß das Schlimmste von allem die Dummheit war, daß er sein Geheimnis so lange für sich behalten hatte. Nach seinem neuen Entschluß fühlte er sich als neuer Mensch.

Er atmete erleichtert auf, sein Kinn stand in einem ganz ungewohnten Winkel vor, und so verließ er seinen Schreibtisch, um sich die Hände vor dem Essen zu waschen. Bei der Waschschüssel betrachtete er sich lange im Spiegel. Immer noch dasselbe Gesicht — derselbe furchtbare kleine Schnurrbart, die unentschlossenen Augen, das charakterlose Kinn. Aber — Harold betrachtete sich noch genauer — das linke Augenlid war wieder ganz normal geworden; man merkte eigentlich so gut wie gar nichts mehr. Mit diesem blauen Auge hatten alle seine weiteren Abenteuer begonnen; er betrachtete die Heilung als symbolisch. Mit dem Verschwinden der blauen Farbe würden auch seine Abenteuer ein Ende nehmen, er würde wieder imstande sein, sein gesundes, ordentliches und eintöniges Leben weiterzuführen. Der Gedanke allein ließ seine Augen funkeln, daran konnte nicht einmal die Tatsache etwas ändern, daß Frau Pound ihn hinausgeworfen hatte und daß er nun auf die Wohnungssuche gehen mußte.

Als Harold in den Teesalon kam, waren eben ein paar Leute von seinem Lieblingstischchen in der Nähe der Tür aufgestanden. Harold setzte sich strahlend auf den gewohnten Platz; er liebte es, allein zu essen, selbst dann, wenn er wie heute nichts zu lesen bei sich hatte. Er bestellte seine Cambridge-Würstchen mit gerösteten Kartoffeln und wartete darauf mit gutem Appetit. Um ihn herum schwirrte der ganze Lärm eines City-Teesalons um die Mittagsstunde — ein wirres Durcheinander von Stimmen, das Aufschlagen des Geschirrs auf den Marmortischen, das Klimpern des Geldes bei der Kasse und hin und wieder ein Glockenzeichen, wenn ein besonders ungeduldiger Gast die Aufmerksamkeit seiner Kellnerin auf sich zu ziehen suchte.

Harolds Kellnerin stellte die Cambridge-Würstchen vor ihn hin, blieb aber im nächsten Augenblick wie angewurzelt stehen. Der ganze Tumult im Teesalon erstarb für einen Augenblick, denn alle Blicke richteten sich auf die Tür.

Drei Männer traten ein; zwei von ihnen hielten die Tür offen, um den dritten vorangehen zu lassen. Dieser Herr war sehr groß, sehr mager, das beginnende Alter hatte seine Schultern ein wenig gebeugt, aber der Kopf war stolz zurückgeworfen, und er blickte mit überlegener Würde um sich, als er jetzt in den Teesalon hereinkam. Er hatte ein stolzes, beinahe schon arrogantes jüdisches Gesicht und nahm jetzt eben höflich seinen Seidenhut ab (von den gewöhnlichen Teesalongästen nahm nicht einer unter hundert seinen Hut schon in der Tür ab), wodurch sein wunderbar gebürstetes und gescheiteltes schneeweißes Haar zum Vorschein kam. Er trug einen Gehrock — einen so wunderbar geschnittenen und so elegant sitzenden Gehrock, daß man gar nicht auf die Idee kam, zu fragen, ob das jetzt modern sei oder nicht. Der eine seiner beiden Begleiter war noch jung, trug einen schwarzen Rock, der den Gipfel aller Schneiderkunst repräsentierte, und hatte einen Seidenhut in der Hand; der andere war nicht ganz so vornehm, seine Kleidung verriet irgendwie den Ausländer und sein Adlerprofil kam Harold nur allzu bekannt vor. Durch die Glastür des Teesalons konnten die neugierigen Gäste ein riesiges blinkendes Automobil stehen sehen: und die Mittagsgäste des Teesalons pflegten für gewöhnlich nicht im Auto vorzufahren.

Die blitzenden braunen Augen unter den weißen Brauen des alten Herrn begegneten Harolds Blick, hefteten sich in ihm fest, und gleich darauf trat der alte Herr ohne viel Aufhebens an Harolds Tischchen. Er verbeugte sich höflich und legte die Hand auf eine Stuhllehne.

„Sie entschuldigen doch, wenn ich hier Platz nehme?" fragte er. Er sprach mit einer jovialen Tenorstimme; es klang ein kleines bißchen unenglisch, aber außerordentlich freundlich.

Harold konnte selbstverständlich keine nur einigermaßen vernünftige Antwort finden; er stammelte etwas vor sich hin.

„Sehr liebenswürdig", sagte der joviale Tenor. Er schien Harolds Verlegenheit weiter gar nicht zu bemerken. „Dann setzen wir uns also. Kurt, komm her. Und Sie, Herr Hirsch, setzen sich neben Herrn Atridge, sofern Herr Atridge nichts dagegen hat."

Der alte Herr ließ sich mit vollendeter Anmut auf seinem Platz nieder, während der junge Mann, den er eben als Kurt angesprochen hatte, sich zu seiner Rechten setzte. Sie hielten ihre Hüte immer noch in der Hand, und da nicht einmal der magische Zauber des alten Herrn eine Horde von livrierten Lakaien herbeibeschwören konnte, um diese Hüte fortzuschaffen (die Teesalonkellnerinnen pflegen ihren Gästen nicht die Hüte abzunehmen), ergriff Hirsch, alias Adlernase, die wunderbaren Seidenhüte, die Handschuhe und die goldknopfigen Spazierstöcke und brachte sie nach dem Kleiderständer.

(Fortsetzung folgt.)